

Wozu ich wirke

Persönliche Reflexionen¹

Im Jahre 2024 erhielt Silja Graupe den ISSO Zukunftspreis der Martin Görnitz Stiftung in Koblenz. In ihrer Preisrede, die im Folgenden wiedergegeben ist, reflektiert sie ihr eigenes Wirken. Dabei dringt sie bis tief in die Gründe ein, die sie motivieren, Bildung neu zu gestalten – auch in dunklen Zeiten.

Lieber Martin Görnitz, liebe Laudatoren und Laudatorinnen,
liebe Studierenden, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Gäste,

von Herzen danke ich Ihnen und Euch für den heutigen Tag und unser gemeinsames feierliches Beisammensein. Vor allem danke ich Dir, lieber Martin, für die Verleihung des ISSO Zukunftspreises an mich und für den erfolgreichen Weg, den wir in Koblenz und hier im schönen Dreikönigenhaus schon gemeinsam bestreiten durften. Ebenso danke ich allen Zustifterinnen und Zustiftern des Preises!

Mein Dank gilt auch meinen Vorredner:innen – und dabei gerade Euch Studierenden für Eure wertschätzenden Worte. Sie haben deutlich gemacht, wie das gemeinsame Wirken und Gestalten der Gesellschaft auf Augenhöhe und in Verbundenheit bei uns an der Hochschule lebendig ist. Dies ist mir in meinem Lebenswerk besonders wichtig.

Bei der heutigen Feier ist eine besondere Mischung an Menschen anwesend. Es sind hier Personen, die mein Leben schon sehr lange prägen, so etwa mein Vater. Auch sind Verantwortliche aus Politik, Wirtschaft, Universität und Gesellschaft versammelt, zudem viele Mitarbeitende der HfGG. Außerdem Ihr Studierenden, von denen viele gerade erst vor einer Woche ihr Studium an unserer Hochschule begonnen haben. Es wird im Folgenden also meine Aufgabe sein, über Generationen und soziale Milieus hinweg eine gemeinsame Sprache zu finden. Daher habe ich mich entschieden, offen und direkt zu sprechen, wie bei unserem gemeinsamen Lehren und Lernen hier an der HfGG üblich.

1 Preisrede anlässlich der Entgegennahme des »ISSO-Zukunftspreises« am 11. Oktober 2024 in Koblenz.

Wie wir gehört haben, ist der ISSO Zukunftspreis eng mit dem »vierten König« verbunden, von dem mir gerade die wunderschöne Keramikskulptur überreicht wurde. Diese Figur möchte ich zum Anlass nehmen, zunächst ein wenig Wasser in den heiligen Wein dieser würdigenden Veranstaltung zu gießen. Meine Recherchen zu der doch recht unbekannten – man könnte auch sagen: randständigen – Figur dieses Königs haben ergeben, dass er sich literarisch wohl erstmals in der Erzählung *The Story of the Other Wise Man* (1892) des amerikanischen Theologen und Schriftstellers Henry van Dyke finden lässt. 1961 kam der Roman *Der vierte König* von Edzard Shaper hinzu. Laut beiden literarischen Fassungen

»macht sich der vierte König – ebenso wie auch die drei Könige der katholischen Tradition – zur Zeit der Geburt des Heilands auf, um ihm zu huldigen. Er erreicht sein Ziel aber erst nach drei Jahrzehnten, wobei er seine ursprünglich für den neugeborenen König mitgebrachten Gaben für Werke der Barmherzigkeit hingibt. Er kommt gerade noch rechtzeitig, um den Gekreuzigten auf Golgatha zu sehen.«²

Offen gesagt, ist dieser König also nach den Standards unseres modernen Lebens alles andere als ein Erfolgsmensch. Eher ist er, neudeutsch formuliert, ein Loser, ein Opfer: Statt effizient zu sein, trödelt er herum. Statt seinem Leben der Mehrung oder doch wenigstens der Bewahrung des Reichtums zu verschreiben, betätigt er sich als Gutmensch und gibt all denen, die es sich nicht verdient haben. Und am Ende kommt er auch noch zu spät. Statt Geburt, Aufbruch und Fortschrittsversprechen beizuwohnen, kann er allein Leid, Schmerz, Sterben und Tod bekunden. Kurz: Der vierte König ist eine Antipode zu unserem heutigen Fortschrittsglauben. Warum also einen Zukunftspreis ausgerechnet in sein Licht stellen? Im Folgenden möchte ich ergründen, wie genau dies trotz aller vordergründigen Widersprüche eine ausgezeichnete Idee sein kann. Zumindest werde ich darlegen, wie mich als Preisträgerin sehr viel mehr mit dieser merkwürdig nutzlosen Figur verbindet, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

»Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt, daß das Leben rückwärts verstanden werden muß. Aber darüber vergißt man den andern Satz, daß vorwärts gelebt werden muß.«³

In diesem Sinne werde ich ein wenig genauer Rechenschaft darüber ablegen, was mein Tun als Ökonomin, Philosophin, Gründerin und Präsidentin der Hochschule

2 Vgl. »Der vierte König,« *Wikipedia*, abgerufen am 5. April 2025, https://de.wikipedia.org/wiki/Der_vierte_K%C3%9Bnig.

3 Sören Kierkegaard, *Die Tagebücher*, übers. von Theodor Haecker (Innsbruck: Brenner-Verlag, 1923), S. 203.

für Gesellschaftsgestaltung prägt – und welche Hintergründe dies hat. Dabei werden wir nicht nur wieder dem vierten König, sondern auch anderen merkwürdigen Gestalten begegnen, allen voran einem Koch, der Ochsen zerteilt, und seinem Fürsten.

Orte und Nähe

Wenn ich in einem Satz sagen sollte, wer ich bin, so würde ich antworten: »Ich bin eine Philosophin der Orte.« Das klingt zunächst banal. Ist es das aber tatsächlich? »Orte« lassen sich etwa mit dem Walisischen *cynefin* übersetzen, das so etwas wie »Heimat«, »Habitat«, oder »Orte, an denen man selbstverständlich lebt« bedeutet.⁴ Insbesondere verstehe ich »Orte« im Sinne des japanischen *basho* (場所), dem ich u. a. meine Dissertation gewidmet habe.⁵ Mit *basho* wird etwas bezeichnet, in dem sich Menschen, Dinge und Prozesse befinden und von dem sie – analog zu einem Kraftfeld in der Physik – auf eine bestimmte Art und Weise geprägt und bestimmt sind.⁶ Orte gestalten, so könnte man sagen, Mensch und Ding – meist ohne dass wir dies in unserem Alltag bemerkten. An einem *basho* herrscht ein bestimmter *Drive*, eine besondere Art Tendenz, wie alles getan und gedacht wird. Der *basho* ist, um es mit einer eher abgegriffenen Metapher zu sagen, wie Wasser für Fische: lebensspendend, sinngebend, die gesamte Existenz prägend – und dabei zugleich so selbstverständlich, dass es meist weder notwendig noch überhaupt möglich erscheint, über ihn explizit zu reflektieren. Menschen denken und handeln *in* Orten, meist aber ohne *über* sie zu denken. Sie scheinen uns meist zu natürlich, als dass wir ihnen besondere Beachtung schenken. Sie sind uns nicht zu fern, sondern zu *nah*, als dass wir sie leicht fokussieren könnten. Statt wie eine Weitsichtige meinen Blick auf die Fehler anderer zu richten und sie zu kritisieren, möchte ich mich im scharfen Sehen dieses Nahen, also der Schwächen meiner eigenen Kultur und Gesellschaft widmen. »In unserem gewöhnlichen, vorwärtsstrebenden Leben bleibt das, was sich unmittelbar unter unseren Füßen befindet, hinter uns zurück und kommt uns nie zu Gesicht. Einen Schritt zurücktreten heißt in dieser Situation, Licht auf das ›unter dem

-
- 4 Vgl. etwa Dave Snowden, »Cynefin: A Sense of Time and Space, the Social Ecology of Knowledge Management,« in *Knowledge Horizons: The Present and the Promise of Knowledge Management*, hg. von C. Despres und D. Chauvel (Oxford: Butterworth-Heinemann, 2000).
 - 5 Vgl. Silja Graupe, *Der Ort ökonomischen Denkens. Die Methodologie der Wirtschaftswissenschaften im Licht japanischer Philosophie* (Heusenstamm: Ontos, 2005). Und Silja Graupe, *The Basho of Economics. An Intercultural Analysis of the Process of Economics* (Heusenstamm: Ontos, 2007). Sowie Silja Graupe und Ikujiro Nonaka, »Ba. Introducing Dynamic Spatial Thinking into the Theory of the Firm and into Management,« *Philosophy of Management* 9, Nr. 2 (2010): S. 7–30.
 - 6 Vgl. Kitarō Nishida, *Logik des Ortes: Der Anfang der modernen Philosophie in Japan* (Freiburg: Karl Alber, 2022).

Fuße Befindliche« zu werfen«, so formuliert es Keiji Nishitani, jener Zen-Meister und Philosoph des 20. Jahrhunderts, aus dessen Schriften ich so unermesslich viel die letzten Jahrzehnte über lernen durfte.⁷

Es wird also deutlich, dass ich mich für das Selbstverständliche, ja allzu Selbstverständliche in unserer Gesellschaft interessiere. Damit fühle ich mich etwa Marc Augé verbunden, der sich als »Ethnologe des Nahen« bezeichnet⁸ oder mit Annie Ernaux, die sich als »Ethnologin ihrer selbst« betrachtet.⁹ Warum aber mit dem Nahen beschäftigen? In unserem Alltag – ob in Wirtschaft, Wissenschaft, Politik oder Zivilgesellschaft – nimmt es sehr oft die Gestalt des scheinbar Unumstößlichen, des Unhinterfragbaren, des Faktischen und Sachzwanghaften an. »Das war schon immer so, es kann nicht anders sein!«, heißt es dann. »Wir diskutieren das nicht!« Bei solchen TINA-Argumenten (*there is no alternative!*) überfällt mich ein unbändiger Drang, hinter die Kulissen schauen zu wollen. Stehen tatsächlich keine Optionen offen, anders wahrzunehmen, zu fühlen, zu denken und zu handeln? Vielleicht könnte man eine solche Frage als schieren Luxus abtun. Sie ist es aber nicht. Ich zumindest bin der festen Überzeugung, dass wir die heutigen multiplen Krisen nur überwinden können, wenn wir nicht immer mehr vom Gleichen, d.h. auf der gleichen Grundlage, tun, sondern fundamental anders handeln. Dafür aber müssen wir lernen, die Orte des Normalen zu erschüttern und zu wandeln. François Jullien spricht treffend von der Kunst des »Ortswechsels des Denkens«¹⁰, und diese Kunst suche ich zu pflegen. Dies tue ich nicht nur aus einer tiefsitzenden Lust am freien Denken, sondern auch aus Verantwortung gegenüber der Gestaltung lebenswerter Zukünfte – für die nachfolgenden und nach-nachfolgenden Generationen.

Um irgendeine Art solipsistischer Nabelschau geht es mir dabei nicht. Im Zen-Buddhismus heißt es: »In einem einzigen Tautropfen: die ganze Welt.« Wenn wir nah genug rangehen, um dorthin zu blicken, wo es für uns allzu selbstverständlich wird, dann verengt sich zwar zunächst der Blick. Aber durch diese Fokussierung können wir sodann die gesamte Welt neu in den Blick nehmen. Wenn ich etwa, wie ich es seit ca. zwei Jahren tue, autoethnographisch von meinen Erfahrungen als schwer erkrankte Person mit chronischen Schmerzen berichte,¹¹ dann lande ich nicht bei einer Begutachtung meines Innersten. Ich schaffe Resonanzen mit dem Leid meiner Mitmenschen. Ebenso lege ich Abgründe unseres ökonomisierten medizinischen Systems offen, die keineswegs nur mich, sondern auch unzählige andere quälen. »Genauso erlebe ich es auch«, schreiben oder sagen mir wildfremde

7 Keiji Nishitani, *Was ist Religion* (Frankfurt a.M.: Inselverlag, 2001), S. 45.

8 Vgl. etwa Marc Augé, *Nicht-Orte* (München: C.H. Beck, 2010).

9 Vgl. etwa Annie Ernaux, *Die Scham* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2023), Innentitel.

10 François Jullien, *Der Umweg über China: Ein Ortswechsel des Denkens* (Berlin: Merve, 2002).

11 Vgl. Silja Graupe, »Aus den Schatten der Normalität. Transformationen ›von unten‹«, *agora* 42, Nr. 3 (2023): S. 3–6.

Personen ebenso wie Studierende in Reaktion auf meine Texte oder Interviews. »Ich konnte es bislang aber nicht sagen. Ich litt, indes ich litt stumm.« Im Spiegel meiner Werke vermögen sie zu erkennen, was ihnen widerfährt, und sie können Sprache dafür gewinnen. Das ist für mich höchstes Lob.

Ungewissheit und Brüchigkeit

Nun kann man natürlich nicht jeden *basho* erforschen. Tatsächlich verfolge ich in meiner Lehre, Forschung und Gestaltung des gesellschaftlichen Dialogs im Grunde stets nur ein spezifisches Interesse. Ich habe, neudeutsch gesagt, einen einzigen Purpose:

Ich lebe in, wirke an und stehe ein für Orte, die fundamental von Ungewissheit, Relationalität und Offenheit geprägt sind.

Oh je! Ihr könnt sicher sein, dass mich dieser Fokus bereits jede Menge Schweiß, Mut und Anstrengung gekostet und mir Ärger eingebracht hat. Insbesondere hat er mich oft an die Grenze dessen gebracht, was meine akademischen Kolleg:innen bereit waren, als wissenschaftlich zu akzeptieren – und teilweise sogar über diese Grenze hinaus. Dies hat damit zu tun, um hier eine verwickelte Kultur- und Ideengeschichte des Abendlandes in wenigen Sätzen zusammenzufassen, dass unsere Wissenschaftstradition seit Jahrtausenden ganz überwiegend versucht hat, den Wirren und Unüberschaubarkeiten des Alltags so weit wie möglich zu entfliehen. Anstatt sich so nahe wie möglich ans Chaos menschlichen Lebens heranzuwagen, suchte sie in ihrem Mainstream überwiegend Distanz. Sie wollte, insbesondere seit Descartes, einen »Blick von Nirgendwo«¹² einnehmen, um *dort drüben* irgendetwas Stabiles, Unveränderliches, Vorhersehbares, Berechenbares und damit ultimativ auch Beherrschbares hinter allem menschlichen Wirren und Leid zu finden – sei es ein Gott, ein Gesetz der Materie oder abstrakte Rechenformeln.¹³ Gerade auch die moderne Ökonomik huldigt diesem Grundgedanken bis heute. Lieber flüchtet sie sich in mathematische und statistische Scheinwelten und übersieht im Gegenzug Großteile menschlichen Leids (des Leids von Pflanzen und Tieren allemal), anstatt sich grundsätzlich zu überlegen, ob das Ansinnen der Weltflucht nicht vielleicht grundsätzlich problematisch sein könnte.¹⁴ Die nahezu obsessive Suche nach dem

12 Thomas Nagel, *Der Blick von Nirgendwo* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992).

13 Vgl. Lorraine Daston und Peter Galison, *Objektivität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007).

14 Vgl. etwa in diesem Band: Silja Graupe, »Der kühle Gleichmut der Ökonomie. Leidenschaftslosigkeit als Paradigma der Wirtschaftswissenschaft,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026). Und Silja Graupe, »Der erstarrte Blick. Eine erkenntnistheoretische Kritik ökonomischer Lehrbücher,« in *Bildung*

Ewig-Unveränderlichen ist ihr so selbstverständlich geworden, dass kaum jemand mehr die Frage zu stellen wagt, ob sie zwar nicht immer, wohl aber oft eher zur Mehrung von Leid, denn zu seiner Minderung beitragen könnte. Diese Frage stellt sich innerhalb des herrschenden Denkstils schlicht nicht. »Sie können uns gerne erklären, dass sie anders rechnen wollen«, schleuderte mir einmal ein Ökonom entgegen. »Sie können aber unmöglich behaupten, dass wir gar nicht mehr rechnen sollten!«

Genau das aber tue ich. Damit meine ich nicht, dass sich nichts berechnen ließe. Das wäre absurd. Aber ich bin überzeugt, dass die Eigenschaft der Berechenbarkeit nicht die wichtigste und grundlegendste unserer Welt ist. Vielmehr folge ich prozessphilosophischen Ansätzen insbesondere aus den Traditionen Ostasiens. Diese gehen davon aus, dass der Boden, auf dem wir stehen, denken und wirken, stets von fundamentaler Unsicherheit geprägt ist: Er wackelt. Die Inselwelt Japans wird nahezu täglich von kleineren bis mittleren, zuweilen auch schlimmsten, Erdbeben erschüttert. Das Leben auf ihr erweist sich somit prinzipiell als unberechenbar und unbeherrschbar. Auch unser soziales Fundament scheint mir nicht von unumstößlichen Strukturen geprägt. Sie sind nicht unverrückbar in Stein gemeißelt, sondern von Offenheit und Lebendigkeit geprägt. Und anstatt uns in mathematische scheinbar sichere Welten zu flüchten, sollten wir uns genau diesem Phänomen widmen.¹⁵

In meinen neueren Arbeiten suche ich diese paradigmatische Wende von Berechenbarkeit und Beherrschbarkeit hin zu Ungewissheit, Komplexität und Dynamik mit Hilfe einer wesentlichen Neuerung in der Geologie vor ungefähr hundert Jahren zu veranschaulichen. Alfred Wegener setzte sich seit den 1920er Jahren dafür ein, die Kontinentalplatten, auf denen sich alles irdische Leben abspielt, als einen lediglich vorübergehend festen Zustand zu begreifen, der in einen beständigen dynamischen Kreislauf der Gesteine eingebettet ist: In ihrem Inneren erwies sich die Erde für ihn als heiß, flüssig und unbeherrschbar. Alles Gestein, das sich daraus kristallisiert und die Erdkruste bildet, vermag nur vorübergehend zu erstarren. Irgendwann sinkt es wieder in den flüssigen Erdkern ab, und der Kreislauf aus Flüssigem und Festem beginnt von Neuem. In metaphorischer Hinsicht sehe ich Ähnliches in unserer Gesellschaft am Werk: Die vermeintlichen Sachzwänge etwa »des Marktes«, die gerade die Ökonomik beschwört, mögen zwar in Stein gemeißelt scheinen. Aber eigentlich handelt es sich lediglich um erstarrte Routinen gesellschaftlichen Zusammenlebens, die Menschen umschmelzen können, um sie fundamentaleren sozialen und ökologischen Dynamiken anzugleichen. Versagen wir darin, so entpuppt sich der

jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

- 15 Vgl. etwa Silja Graupe, »Orte der Technik. Ba 場 und Basho 場所 in der modernen japanischen Philosophie,« in *Philosophie des Ortes*, hg. von Annika Schlitte et al. (Bielefeld: transcript, 2014), S. 115–138.

Wandel dennoch als unaufhaltsam. Nur vollzieht er sich eruptionsartig. Er entlädt sich in schweren Krisen, die alle Sicherheiten in gewaltigen Ausbrüchen hinwegsprengen und so unsägliches Leid über Menschen und Natur bringen.

Überleben und Leben

»Wir dürfen nicht im Überlebensmodus sein. Wir müssen uns im Wachstumsmodus befinden.« In diesem Zitat, das Jeff Bezos, dem Gründer von Amazon, zugeschrieben wird, spiegelt sich für mich eine gefährliche Variante des trügerischen Glaubens an Festigkeit. Statt sich den Krisen der Welt aktiv zuzuwenden, herrscht hier eine Fortschrittsideologie vor, die meint, jeden Ort hinter sich lassen zu können, sobald er zerborsten und zerstört ist, um sich irgendwo anders erneut vorübergehend festen Boden zu suchen, der sich ausbeuten lässt. Statt sich um die Verlierenden zu kümmern, versucht man woanders erneut eine Zeit lang neue Gewinne zu machen, bevor auch diese Orte wieder in Chaos versinken. In dieser Logik vergiftet man komplexe Ökosysteme, zerstört diverse Kulturräume und kolonialisiert mehr und mehr Teilbereiche unserer komplexen Gesellschaft: die Bildung, das Gesundheitssystem, das Recht, die Politik. Erst versucht man sie zu beherrschen und auszubeuten, bevor man weiterzieht und sie gestört oder sogar zerstört wieder sich selbst überlässt. Menschen wie Bezos, aber auch Elon Musk zögern nicht, diese Ausbeutung so lange fortzuführen, bis unser gesamter Planet statt von gestaltbarer Dynamik von unkontrollierbaren Wirren geprägt sein wird. Doch auch dies wird sie nicht dazu bewegen, ihren Traum von Beherrschbarkeit und Ausbeutbarkeit aufzugeben. Denn sie phantasieren davon, dass dann wenige »fortschrittliche« Menschen zum Mars oder anderen Himmelsgestirnen unterwegs sein werden, um diesem Traum im Weltraum weiter zu frönen.

Genau diesem »Wachstumsmodus« möchte ich nicht dienen. Stattdessen werde ich mich jenem »Überlebensmodus« zu, der Bezos so verhasst ist. Ich möchte lernen und lehren, in und für eine Welt zu leben, die von fundamentaler Ungewissheit geprägt ist; eine Welt, die sich als zutiefst verletzlich erweist und zugleich von unendlicher zerbrechlicher Schönheit ist; eine Welt, in der Alter, Krankheit, Sterben und Tod unhintergebar sind und die gerade auch deswegen voll unerschöpflicher Möglichkeiten steckt, Sinn zu stiften.¹⁶ Wie können wir ein gutes Leben führen, das auch noch unsere Kinder und Kindeskinde werden leben können? Wie können wir

16 Vgl. etwa Silja Graupe, »Change is always as a last resort change in habits of thought: For a new biodiversity of cognition in the face of today's crisis,« *International Journal for Pluralism and Economic Education* 11, Nr. 3 (2021): S. 243–254.

gut leben, eben *weil* wir die Schreie der Natur, der Kranken, der Sterbenden und der Armen hören und mit ihnen für Achtung, Würde und Zufriedenheit eintreten?¹⁷

»It is hard to be down, when you are up«, soll einst auf der 101. Etage des World Trade Centers gestanden haben.¹⁸ Spätestens seit Descartes haben gerade auch Wissenschaftler:innen versucht, die Perspektive eines göttlichen Auges einzunehmen, das eben von »Nirgendwo« auf das Geschehen der Welt blickt. Sie meinten, aus sicherer Distanz schauen zu können, was *dort drüben* in der Welt des Sozialen und der Natur passiert, um es von dort aus berechnen und beherrschen sowie ultimativ ausbeuten zu können. In der Folge fällt es ihnen schwer, sich hinab in die Niederungen des gelebten Alltags zu begeben. Sie sind es nicht gewohnt, mitten in der Welt statt über sie zu forschen.

Ikarus, die berühmte Figur aus der griechischen Mythologie, wollte einst fliegen lernen, um sich über die Welt zu erheben und ihr zu entfliehen. Doch in seiner Hybris kam er der Sonne zu nah. Das Wachs seiner Flügel schmolz; er stürzte auf die Erde hinab. Ich meine, dass wir einen solch desaströsen Absturz als Wissenschaftler:innen nicht länger riskieren sollten. Stattdessen sollten wir uns »einen Fußbreit über dem Boden«¹⁹ bewegen lernen: Nah genug dran an der Dynamik des Alltags und zugleich fähig, sich nicht gänzlich von ihr mitreißen zu lassen; eine notwendige minimale Distanz bewahrend, die uns nicht zu Rädchen im Getriebe, sondern zu aktiven Sinnstifter:innen in der Welt macht. Es gilt zwischen einem reinen Überlebensmodus auf der einen und einem reinen Fortschrittsmodus auf der anderen Seite einen *Lebensmodus* aufzuspüren, der nicht in Verzweiflung endet, sondern Ungewissheit und Offenheit immer wieder neu als Quellen von Lebendigkeit und Gestaltungskraft zu erschließen versteht.

Biographische Spuren

Woher meine Liebe zum quirligen und unüberschaubaren Alltag kommt, lässt sich wohl kaum endgültig aufklären. Jedenfalls bin ich in eine Hamburger Familie hineingeboren, die sowohl von mittelständischem Handwerk und Unternehmertum als auch von großer Hingabe zur Pflege von Kranken und Hilfsbedürftigen geprägt ist. Schon als Kleinkind nahm mein Vater mich in die Werkstätten seines Metallverarbeitungsbetriebes mit, wo ich, sicher auf dem Schoß von Arbeitern sitzend, die Welt

17 Vgl. etwa Silja Graupe, Rainer Loske und Walter O. Ötsch, »Erkühne Dich, weise zu sein!« Grundrisse einer Gemeinnützigen-Ökonomie, *Gesellschaft · Wirtschaft · Politik* (GWP) 68, Nr. 2 (2019): S. 243–250.

18 Zitiert in Michel de Certeau, *Die Kunst des Handelns* (Berlin: Merve, 1988), S. 180.

19 Vgl. James Heisig, *Dialogues at One Inch Above the Ground: Reclamations of Belief in an Interreligious Age* (New York: Crossroad Publishing, 2003).

vom Gabelstapler aus erkunden konnte. Kaum den Windeln entwachsen, durfte ich bereits miterleben, wie diese Arbeiter und die Ingenieure gleichsam in einem gut einstudierten, gleichwohl aber stets improvisierenden Tanz jene Bleche und Komponenten fertigten, die mein Vater sodann zu verkaufen verstand. Die Mitarbeitenden hatten dabei ihre je eigenen Geschichten und Besonderheiten, ebenso wie jeder Winkel der Betriebsstätte seine Geheimnisse hatte. Relationalität und humanes Zusammenspiel waren mir dabei wie unsichtbare Bänder, die alles miteinander verbanden. Jene Betriebswirtschaftslehre, die diese Lebendigkeit aus Sicht eines übergeordneten Managements in Maß und Zahl zu ordnen und gewinnmaximierend auszubeuten sucht, lernte ich erst später während meines Studiums des Wirtschaftsingenieurwesens an der TU Berlin kennen. Sie ist mir stets fremd geblieben, eben weil sie die Lebendigkeit der Handwerkskunst und den tiefen Respekt vor den Arbeitern, mit denen ich aufgewachsen war, so schmerzlich vermissen lässt. Mehr noch: Sie erwies sich in Gestalt von Berater:innen, die unseren Familienbetrieb heimsuchten, als er in Schwierigkeiten geriet, weit eher als Totengräberin, denn als lebensspendende Gestaltungskraft. Das habe ich nie vergessen.

Meine Mutter lehrte mich die direkte Hingabe an den Menschen in all seiner Vielschichtigkeit und Verletzlichkeit. Leidenschaftliche Krankenschwester, die sie war, verschonte sie mich nicht vor Leid, Alter, Sterben und Tod. Stattdessen schien uns beiden selbstverständlich, dass ich sie begleitete, wenn sie Kranke und Sterbende pflegte. Als meine Großmutter starb, war ich gerade einmal sechs Jahre alt. Wir kamen an ihrem Totenbett zusammen, als wäre es das Normalste der Welt. Betend und trauernd stellten wir uns dem gänzlich unerwarteten Einbruch des Todes in unsere Wirklichkeit, ohne Wenn und Aber. Hier erlebte ich erstmalig, wie sich das Leben in solchen Grenzmomenten intensiviert. Ich erlebte, wie sich trauern und gleichzeitig lachen lässt. Diese Erfahrung bestätigte sich in vielen anderen Fällen später in meinem Leben. Durch meine Mutter habe ich gelernt, hinzusehen und mich dem Leben in all seinen Schattierungen bedingungslos zuzuwenden. Durch sie habe ich Lebensstärke nicht durch Wegsehen und Distanznahme, sondern durch beständige und oftmals bedingungslose Bejahung des Hier und Jetzt gefunden. Sie verkörperte diese Haltung: *Ich bin da*.

Meine Liebe zu den Orten offenen und unüberschaubaren Lebens habe ich auch während vieler Reisen in ferne Länder entdecken und verfeinern dürfen. Dabei war ich, seitdem ich mit nur dreizehn Jahren alpin zu klettern begann, meist schutzlos unterwegs: mit Steigeisen und Seil auf den höchsten Gipfeln der Alpen, zu Fuß und mit schwerem Rucksack durch die Türkei und entlang alter Pilgerwege in Japan, mit Eseln durch einsame Bergregionen Frankreichs und Spaniens oder mit dem Fahrrad durch Jordanien, Ägypten, Island und Tibet. Weil ich dabei stets wild zeltete und auch keinerlei blecherne Schutzhülle um mich herum besaß, lernte ich auf Natur und Mitmenschen zu hören und ihnen zu vertrauen. Auf meinen Reisen, die ich seit 1997 gemeinsam mit meinem Mann Christof durchführe, haben chinesi-

sche Militärs mir ebenso geholfen wie Nomaden, Bäuerinnen und Schulkinder. Ich wurde von jordanischen Familien spontan zum Tee eingeladen, als mir die Kräfte auszugehen drohten. Im kalten und sturmumtosten Hochland Islands improvisierten spanische Reisende mir ein festliches Nacht Mahl, als mir die Beine versagten. Auch wenn ich immer wieder zunächst Angst hatte, so durfte ich erleben, wie die allermeisten Unbekannten mich schützten, für mich sorgten und freundlich waren, als ich verletzlich war. Durch sie durfte ich lernen, dass neue Einsichten und Gestaltungsmöglichkeiten nicht durch Distanznahme, sondern aus Sich-Einlassen und Hingabe erwachsen. Ich durfte erkennen, dass das Fremde uns bereichert, weil es uns erlaubt, uns selbst fundamental in Frage zu stellen und anders, wenn nicht gar andere zu werden.

Diese Kunst der Selbsttransformation im Spiegel des Anderen durfte ich insbesondere während meiner Zeiten in Japan erfahren.²⁰ Vor dem Kühlregal eines örtlichen Supermarktes rätselte ich, welche japanischen Schriftzeichen wohl auf eine Milch verwiesen, die ich trinken könnte. Thierry Roboüam, ein jesuitischer und zugleich shingon-buddhistischer Priester, führte mich an einer katholischen Universität mitten in Tokio in den Buddhismus ein. Ich praktizierte als Laiin in einem zen-buddhistischen Tempel und pilgerte auf dem Kumano-Kodo, einem uralten Pilgerweg.

Durch zahllose und unendlich bereichernde Erlebnisse wie diese lernte ich, wie grundlegend anders Leben und dessen Sinn sein können, und wie sehr mich das Fremde öffnen und an Umbruchstellen meiner eigenen Existenz führen kann; Stellen an denen ich essenzielle Unterschiede spüren und mich mit Leib und Seele in sie stürzen kann, bis es die Person, die ich bis dahin gewesen war, innerlich in der Mitte zerreißt. So kann auch mitten in mir ungeahnt Neues hervorsprießen.

Ränder und Zentren

Ich kehre zurück zu meinem akademischen Werk. Mit meiner Faszination für lebendige und verletzliche Orte bin ich in der Wirtschaftswissenschaft und auch der Philosophie oft isoliert. Gerade die ökonomische Bildung erweist sich als ungemein verhärtet; sie ist erstarrt. Dabei beharrt sie vehement auf Distanznahme und Flucht in mathematische Scheinwelten. Jedes Jahr aufs Neue trainiert sie Hunderttausende oder gar Millionen junger Menschen rund um den Globus in Weltfremdheit, Empa-

20 1997 bis 1998 studierte ich an der Sophia Universität in Tokio, 2008 forschte ich mit Ikujiro Nonaka an der Hitotsubashi Universität ebenfalls in Tokio; seit 1997 pflege ich eine Praxis der Zen-Meditation und befasse mich intensiv mit der japanischen Philosophie, insbesondere der Philosophie der Kyōto Schule.

thielosigkeit, Morallerne und Praxisuntauglichkeit hinein.²¹ An der TU Berlin widerfuhr mir diese Bildung von 1995 bis 2000 zunächst selbst. Ich fand mich in ihr – trotz meiner andersartigen Erfahrungen in der Familie – zunächst gefangen, bevor meine Kritik an ihr einsetzen konnte. Statt sie also von außen tadeln zu können, musste ich lernen, mich Schritt für Schritt aus ihr zu befreien. Dies nahm, grob gesagt, von 2000 bis 2005 den Großteil meines Lebens in Beschlag. In ungezählten einsamen Stunden, Tagen, Wochen und Monaten in der Berliner Staatsbibliothek suchte ich im Spiegel des Fremden, den ich mir durch die japanische Philosophie erschloss, zu verstehen, wie ich mich (und in der Folge auch andere) aus dem extremen Höhenflug der Ökonomik wieder zurück ins weltliche Leben befördern konnte.

Niemals habe ich dabei den Anspruch aufgegeben, Wissenschaftlerin zu sein. Zugleich aber biederte ich mich dem Mainstream nicht an. Vielmehr war mein Ansinnen stets, die (Wirtschafts-)Wissenschaften so weit aufzudehnen, dass das Reich dessen, was als akademisch und wissenschaftlich legitimiert gilt, größer und vielfältiger werden kann. Von Toni Morrison, afroamerikanische Schriftstellerin, stammt der Satz: »Ich stand ganz am Rand [...], machte diesen zum Zentrum [...] und überließ es dem Rest der Welt, sich auf mich zuzubewegen.«²² Ein solches Zentrum suche ich insbesondere mit der HfGG zu begründen. Sie soll, wiederum mit einem Begriff Michel Foucaults gesagt, eine *Heterotopie* sein, d.h. ein realer Ort anderer und neuer Formen von Wissenschaft und Bildung, der eben nicht einfach nur erdachte Utopie, sondern gelebte Praxis ist. Insbesondere um die staatliche Anerkennung unserer Hochschule von 2012 bis 2014 heftig ringend, war mir wesentlich, sie derart meisterlich am Rand des Konventionellen zu positionieren, dass sich mit ihr das herkömmliche Verständnis des Akademischen tatsächlich erweitern würde.²³ Es ist heute schon lange kein Geheimnis mehr, wie dies nur durch außerordentlich heftige Kämpfe mit dem Deutschen Wissenschaftsrat sowie dem Wissenschaftsministerium in Mainz möglich werden konnte. Um Haaresbreite hätten wir diese Kämpfe verloren, aber eben nur fast. Tatsächlich entbrannte der Hauptstreit mit den staatlichen Institutionen dabei entlang der Frage, ob unsere Art der Forschung und Lehre überhaupt als »wissenschaftlich« gelten dürfe. Ich bin froh, dass wir heute, lediglich knapp zehn Jahre später, diesen Streit nicht nur gewonnen haben; er ist gänzlich verschwunden. Mittlerweile dienen wir akademischen Kolleg:innen sogar zunehmend

21 Vgl. Silja Graupe, »Zwischen Marktgläubigkeit und Marktkritik,« *DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung* 1 (2016): S. 26–30. Und Graupe, »Der erstarrte Blick,« in diesem Band.

22 Lotta Suter, »Toni Morrison (1931–2019): Den Rand zum Zentrum gemacht,« *WOZ – Die Wochenzeitung*, 15. August 2019, <https://www.woz.ch/!7P7FA1P3QJQo>, zuletzt abgerufen am 27. Oktober 2025.

23 Vgl. etwa in diesem Band: Silja Graupe, »Einer Bildungsvision gerecht werden. Ein Gespräch über die Gründung einer Hochschule,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

als Vorbild – und das bis hinein in Präsidien deutscher Hochschulen. Die Welt bewegt sich tatsächlich auf uns zu!

Sprache und Lebendigkeit

Um mein akademisches Werk noch ein wenig näher zu charakterisieren, möchte ich der abendländischen Erzählung des Vierten Königs die Geschichte des »Kochs Ding« zur Seite stellen, wie sie sich in der ostasiatischen Denktradition findet:

»Der Koch Ding zerteilte einen Ochsen für den Fürsten Wen Hui. Wo immer seine Hand zupackte, seine Schulter sich anlehnte, sein Fuß hintrat, sein Knie anstieß, da fiel das Fleisch mit einem zischenden Laut. Ritsch und ratsch, jeder Streich seines Messers war völlig im Einklang. Es stimmte zusammen wie im Tanz des Maulbeerbaum-Hains und in der Melodie des Jingshou. [Bedankend sprach der Fürst]: ›Vortrefflich! Ich habe die Worte des Kochs Ding gehört und habe gelernt, wie ich mein Leben ausbilden bzw. pflegen kann.«²⁴

Tatsächlich handelt es sich beim »Ochsenteilen« nicht bloß um die blutige Tätigkeit des Schlachtens. Eher steht es metaphorisch für die Herausforderung, die Wirklichkeit immer wieder neu zu erfassen, um angemessen in ihr zu handeln. Der Begriff »Verstehen« lässt sich im Japanischen und Chinesischen zurückführen auf »zerteilen«: Mit Verstand und Sprache können wir die Dynamik und Lebendigkeit der Welt niemals vollständig erfassen. Vielmehr haben wir stets neu zu entscheiden, was wir von ihr hervorheben und was wir im Gegenzug in den Schatten unserer Aufmerksamkeit stellen wollen. Der Koch Ding demonstriert dem Fürsten Wen Hui, wie sich Welt derart erkennen lässt, dass sich dies im Einklang mit dem Fluss des Lebens vollzieht; ein Fluss, der einerseits beständig vergeht und sich andererseits immer wieder neu ins Unbekannte ergießt.

Die Geschichte des Kochs Dings mahnt uns, wie sehr es in unserer menschlichen Verantwortung liegt, wie wir die Welt und uns selbst darin wahrnehmen. Wir können damit unendlich viel erlangen – und zugleich auch ebenso viel zerstören und verlieren. Für mich entspringen daraus vielerlei Herausforderungen, von denen ich im Folgenden ein paar skizzieren möchte.

24 Zitiert in: Rolf Elberfeld, *Phänomenologie des Lebens als Selbst-Transformation* (Hildesheim: Universität Hildesheim, 2006), S. 277.

Ordnung und Chaos

Einen wesentlichen Aspekt meiner Arbeit sehe ich darin, Zeugnis über das Zerstörungswerk abzulegen, das die Wissenschaften allgemein und die Wirtschaftswissenschaft im Besonderen durch ihr Beharren auf extreme Abstraktheit und Weltfremdheit anzurichten imstande sind: Was geschieht, wenn gerade die Ökonomik und alles praktische Handeln, das sich von ihr leiten lässt, die Wirklichkeit eben gerade nicht im Einklang mit dem Fluss des Lebens, sondern nach ihm äußerlichen Maßstäben zerschneidet, zurechtet und zu beherrschen sucht? Im modernen Sinne die Welt wissenschaftlich verstehen zu wollen, birgt stets Gewalt in sich. Denn es setzt voraus, künstlich Ordnung inmitten von Unordnung zu bringen. Dafür müssen wir einerseits eigentlich Inkommensurables in gleiche Klassen oder Gruppen pressen und andererseits Zusammenhängendes voneinander separieren. Natürlich wird so Klarheit und Regelmäßigkeit geschaffen, wo zuvor Wuseligkeit und Undurchsichtigkeit dominierten. Zugleich werden aber auch Lebendigkeit getötet und Erfahrungen kategorisch ausgeblendet. Vielem wird die Sprache und der Ausdruck genommen; es wird zum Verstummen gebracht.²⁵ NISHIDA Keiji, jener moderne japanische Philosoph, der im Rahmen meiner Dissertation meinem Denken neue Flügel verlieh, sagt: »Es ist unzulässig, an der Wirklichkeit äußerlich herumzuoperieren, um sie dem Maß unseres Denkens anzugleichen.«²⁶ Dies aber gebietet die moderne objektive Wissenschaft. Sie verlangt, die Natur, den menschlichen Körper und sogar den menschlichen Geist in Untersuchungsapparate zu zwingen, um ihnen Geheimnisse abzapfen, sie zu beherrschen und ultimativ sogar auszubeuten. »Abstraktion in der Wirklichkeit durchzuführen, heißt Wirklichkeit zerstören«, sagt Georg Wilhelm Friedrich Hegel.²⁷ Genau so ist es.

Das muss nicht per se falsch oder verwerflich sein. Was ich aber in jedem Falle als bedenklich erachte, ist die Tatsache, dass die Wissenschaft genau über diesen Zerstörungsprozess zuallermeist schweigt. Was eigentlich eine ethische Frage sein sollte – wie möchten wir auf die Welt zugehen und was ihr antun, um Wissen über sie erlangen? –, wird behandelt, als ob es ein Sachzwang sei.²⁸ Es wird so getan, als könne Wissenschaft nicht anders, als Millionen Studierende Jahr für Jahr weltweit in eine im Grunde destruktive Tätigkeit einzuführen. Ein Großteil meiner Forschungs- und Publikationstätigkeit besteht nun in exakt umgekehrter Absicht darin, explizit

25 Vgl. etwa in diesem Band: Silja Graupe, »Gefangene der Bilder in unseren Köpfen«. Die Macht abstrakten ökonomischen Denkens,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

26 Nishida, *Logik des Ortes*, S. 61.

27 Zitiert in: Karl-Heinz Brodbeck, *Der Zirkel des Wissens – Vom gesellschaftlichen Prozess der Täuschung* (Aachen: Shaker Verlag, 2001), S. 231.

28 Unter anderem hier habe ich viel von meinem Doktorvater Karl-Heinz Brodbeck lernen dürfen, der hierfür den Begriff der »impliziten Ethik« geprägt hat.

zu erforschen und zu beschreiben, welche Schatten die wissenschaftliche Abstraktion werfen kann und tatsächlich wirft – nicht um sie pauschal verteufeln, sondern um ein komplexeres Bild zu gewinnen und gerade jungen Menschen eine Entscheidungsfreiheit zu ermöglichen, wie und welche Wissenschaft sie tatsächlich selbst betreiben möchten.²⁹

Betroffenheit und Gewalt

Eine Art, wie ich dies tue, liegt darin, den Prozess der Wissenschaft aus der Perspektive von Betroffenen zu beschreiben, deren Lebenswelt kategorisiert und deren Erfahrungswelten zerstückelt oder gar gänzlich negiert werden. Was können Menschen inmitten einer völlig zerstörten Umwelt wie die des 2011 havarierten Atomreaktors in Fukushima überhaupt denken und tun, wenn alles um sie herum mit einem Schlag vollständig unleserlich wird – und dies, obwohl sie bis wenige Minuten zuvor noch fest daran glaubten, die Natur mit den Mitteln der Naturwissenschaft und Technik beherrschen zu können?³⁰ Wie ergeht es Lehrkräften, wenn sie ihre eigentliche Berufung in bloße Jobs verwandelt sehen und ihre Lehrstätten in fabrikähnliche Institutionen?³¹ Wie müsst Ihr Studierenden Teile Eures Menschseins ausklammern, absondern oder gar abtöten lernen, um in jenem »epistemischen Hürdenlauf«, den Euer (Wirtschafts-)Studium darstellen soll, bestehen zu können? Wie Euch Zielen unterordnen, denen Ihr zumeist nicht explizit zugestimmt habt, ja die Euch sogar überhaupt nie zu Bewusstsein gebracht wurden?³²

29 Vgl. etwa Silja Graupe, »Der erstarrte Blick. Eine erkenntnistheoretische Kritik ökonomischer Lehrbücher,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026). Und Silja Graupe, »Bezugsdisziplin Wirtschaft,« *Politikum 4* (2017): S. 67–68. Sowie ebenfalls in diesem Band: Silja Graupe, »Die Welt mit anderen Augen sehen und meinen Weg finden« Überlegungen zu einer Existenzorientierung sozioökonomischer Bildung,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

30 Vgl. Graupe, »Orte der Technik,« S. 115–138.

31 Vgl. dazu in diesem Band, in Bezug auf den Schulalltag: Silja Graupe, »Der manipulierbare Geist. Das Menschenbild hinter dem *Change Management* – und wie man sich dagegen wehren kann,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026). Und Silja Graupe, »Verändere! Dich! Jetzt!«, in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

32 Vgl. dazu in diesem Band: Silja Graupe, »Wirtschaftswachstum und Bildungswiderstand. Von der Freiheit und Unfreiheit des ökonomischen Denkens,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

Wenn ich die Perspektive von Betroffenen einnehme, ist mir darin das Aufdecken epistemischer Gewalt ein zentrales Anliegen.³³ Bei Gewalt denken wir meist an äußere Einwirkungen. Jemand wird geschlagen oder auf andere Weise physisch misshandelt. Das Konzept der epistemischen Gewalt besagt, dass Menschen auch Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse sein können, wenn nicht vorrangig äußerlich Wunden geschlagen werden. Eine wichtige Form dieser Gewalt sehe ich darin, wie seit Ende des 19. Jahrhunderts in Politik, Public Relations, Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft gleichermaßen versucht wird, die Vorstellungskräfte, Einstellungen, Ideen und Gefühle von Menschen unterhalb ihrer eigenen Wahrnehmungsschwelle zu beeinflussen und zu manipulieren. Es soll, so formulierte es Walter Lippmann, eine Pseudo-Umwelt zwischen den Menschen und der realen Umgebung, in der er lebt und handelt, eingefügt werden. Über diese soll der Mensch selbst keine Kontrolle haben, gleichwohl sie über seine Reaktionen in der realen Umgebung entscheidet.³⁴ Wer über die Prägung dieser Pseudo-Umwelt entscheiden kann, soll damit zugleich auch Macht über die Gesellschaft ausüben können. Wie stark diese zutiefst undemokratische und unaufgeklärte Sicht auf Mensch und Gesellschaft die ökonomische Bildung und insbesondere die volkswirtschaftlichen Standardlehrbücher prägt, habe ich immer wieder eingehend analysiert und kritisiert.³⁵ Auch habe ich – gemeinsam mit meinem Kollegen Walter O. Ötsch³⁶ – immer wieder zu zeigen versucht, wie manipulative Ausprägungen epistemischer Gewalt gerade im Rahmen des Neoliberalismus die öffentliche Meinung über den Staat auf tiefste Weise negativ beeinflussen, eine unkritische Vergötterung der »unsichtbaren Hand« des Marktes befördern und eine produktive Wahrnehmung des Gesellschaftlichen massiv behindern oder gar verhindern. Ohne eine systematische Aufarbeitung dieser Gewalt werden wir kaum in der Lage sein, die heutigen Herausforderungen unserer Gesellschaft zu meistern. Denn eine Einigung auf gemeinsam

33 Vgl. für eine Übersicht: Claudia Brunner, *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne* (Bielefeld: transcript, 2020).

34 Vgl. Walter O. Ötsch und Silja Graupe, *Macht der Bilder, Macht der Sprache* (Neu-Isenburg: Angelika Lenz Verlag, 2018).

35 Vgl. etwa Silja Graupe, *Beeinflussung und Manipulation in der ökonomischen Bildung: Hintergründe und Beispiele* (FGW-Studie Neues ökonomisches Denken, 5) (Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e.V. (FGW), 2017). Und Silja Graupe, »Eine Wissenschaft um ihrer selbst willen: Der motivationale Frame der Ökonomik,« in *Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft. Zur Geschichte und Aktualität imaginativer Fähigkeiten in der Ökonomie*, hg. von Walter O. Ötsch und Silja Graupe (Wiesbaden: Springer VS, 2020), S. 117–169. Sowie Silja Graupe und Tanja Steffestun, »The market deals out profits and losses – how standard economic textbooks promote uncritical thinking in metaphors,« *Journal of Social Science Education* 17, Nr. 3 (2018): S. 5–18.

36 Vgl. etwa Ötsch und Graupe, *Macht der Bilder*.

geteilte Wahrnehmungen der Wirklichkeit sowie auf demokratische Regeln für den Umgang mit unterschiedlichen Wahrnehmungen sind dafür unerlässlich.

Die Machtausübung epistemischer Gewalt besteht – gleichsam wie die zweite Seite ein und derselben Medaille – auch darin, dass Betroffene das, was sie selbst mit Gewissheit erfahren, entweder gar nicht erst ausdrücken lernen dürfen, oder aber ihnen kein Glauben geschenkt wird, wenn sie es versuchen. Sie hat deswegen ebenfalls mit Sprachlosigkeit und Verstummen zu tun. Sie vermag Menschen – ganz oder in Teilen – unsichtbar und vergessen zu machen. Sie vernichtet, indem gewichtige Teile humaner Erfahrungswelten als radikal unverständlich gebrandmarkt werden. Sie macht, ob bewusst oder unbewusst ausgeübt, Formen menschlicher Existenz unsichtbar oder gar unlebbar. Denn wer keine Sprache hat, von dem kann nichts gewusst werden, und von dem nichts gewusst wird, von dem kann man noch nicht einmal sicher sein, dass es sie:ihn gibt. Meine Aufgabe sehe ich darin, sicht- und spürbar zu machen, wie Wissenschaft und Wirtschaft, allen voran das Denken in Geld, Maß und Zahl, an solchen Gewaltakten teilhaben oder sie sogar primär hervorbringen kann.³⁷

Ein solches Anliegen zeitigt gewiss Widersprüche. Schließlich geht es darum, Sprache für tiefsitzende Formen der Sprachlosigkeit zu gewinnen. Es soll unsagbares Leid wieder sagbar gemacht werden. Es liegt immenses Befreiungspotential darin zu erkennen, wie Probleme der Ausdrucksfähigkeit dessen, was wir sind und was wir sein möchten, von tief eingegrabenen Strukturen unserer Gesellschaft mit verursacht werden.³⁸ Gerade im gemeinsamen Lernen und Lehren mit Euch Studierenden erlebe ich das immer wieder. Es tut bereits gut, nur zu erfahren, dass wir in unserer Sprachlosigkeit keineswegs allein sind, selbst wenn wir noch tief in ihr verstrickt sind.

Ausdruck und Resonanz

Natürlich gilt es, noch einen Schritt weiterzugehen. Nicht nur möchte ich Sprache für Sprachlosigkeit gewinnen, sondern neue Ausdrucksformen für all das schaffen, was sich im normalen *basho* der Ökonomik und einer von Wachstum und Fortschritt getriebenen Gesellschaft insgesamt eben nicht (oder doch zumindest nicht leicht)

37 Vgl. etwa Silja Graupe, »Geld als Denkwang? Auswege aus dem Gefängnis der Ökonomie,« in *Geld! Welches Geld? Geld als Denkform*, hg. von Karl-Heinz Brodbeck und Silja Graupe (Münster: Metropolis, 2016), S. 121–152. Und Silja Graupe, »Das Schweigen im Supermarkt: Über das Geld als Denkwang,« *Evolue* 23, (2019): S. 54–55.

38 Vgl. etwa in diesem Band: Silja Graupe, »Die Entleerung der Bildung. Ökonomisierung als radikales Reframing,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

sagen lässt. Wie lassen sich neue Resonanzräume schaffen, so dass das, was normalerweise zum Verstummen gebracht wird, wieder tönen und klingen kann? Diese Frage bringt mich zurück zum Koch Ding. Dieser führt uns vor, wie wir unseren »Ochsen«, also die Gesamtheit unserer Erfahrungen, wie in einem improvisierenden Tanz beständig neu (zer-)teilen und so immer wieder neue Aspekte des Lebens erkennen können. Wir können also lernen, die Welt nicht nur zu zerhacken, um abstrakte, leblose Erkenntnis zu gewinnen und unseren eigenen Vorteil daraus zu ziehen. Wir können uns Mühe geben, eigene und fremde Lebensvollzüge so vielfältig wie möglich zu verstehen und dafür die Kraft der Sprache kreativ, sinnstiftend und verantwortlich einzusetzen.

Es geht also nicht allein darum zu schweigen, um den Gefahren von Sprache und Wissenschaft auszuweichen, sondern darum, sich des unterscheidenden oder gar zerschneidenden Verstandes immer wieder neu bedienen zu lernen, um ihn der Dynamik des Lebens anzugleichen. Ja, der Verstand kann zum integrativen Teil der Dynamik des Lebens werden! Weil ich hiervon überzeugt bin, widme ich einen Großteil meiner Lehr- und Forschungstätigkeit der Aufgabe, nicht nur einen Werkzeugkasten, sondern ein ganzes Sortiment an Instrumenten zu schaffen, mit denen sich ansonsten ausgeblendete Teile unserer Lebenswelten eben doch wahrnehmen lassen. Gerade in den letzten Jahren ist es mir dabei ein großes Anliegen geworden, imaginär-visionäre Erkenntnisweisen zu beleben.³⁹ Denn zusammen mit dem Gemein-sinn ermöglichen sie es uns, den tektonischen Wandel, d.h. fundamentale Umbrüche in den Institutionen unserer Gesellschaft im Einklang mit der inhärenten Dynamik unserer Welt, dem »sozialen Magma« (Cornelius Castoriadis), aufzuspüren und zum Wohle der Menschen zu gestalten.⁴⁰

Auch schöpfe ich zur Gestaltung eben besagter Instrumente seit langem aus interkulturellen sowie kultur- und ideengeschichtlichen Grenzgängen.⁴¹ Immer mehr

39 Vgl. etwa Walter O. Ötsch und Silja Graupe, *Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft. Zur Geschichte und Aktualität imaginativer Fähigkeiten in der Ökonomie* (Wiesbaden: Springer VS, 2020).

40 Vgl. etwa Silja Graupe, »Der Gemein-sinn als dynamisches Fundament von Wirtschaft und Gesellschaft: Für ein neues Erkenntnisparadigma der Ökonomie,« in *Jenseits der Konventionen. Alternatives Denken zu Wirtschaft, Gesellschaft und Politik. Eine Festschrift für Walter O. Ötsch*, hg. von S. Pühringer, S. Graupe, K. Hirte, J. Kapeller und S. Panther (Marburg: Metropolis, 2020), S. 387–418.

41 Vgl. etwa Silja Graupe, »Standing on Mount Lu: How economics has come to dominate our view of culture and sustainability; and why it shouldn't,« in *How is Global Dialogue Possible? Foundational Research on Values, Conflicts, and Intercultural Thought*, hg. von J. Seibt und J. Garsdal (Berlin: De Gruyter, 2014), S. 523–550. Und Silja Graupe, »Spiel-Räume der Wirtschaft. Wie die interkulturelle Ökonomie die Macht ökonomischer Metaphern brechen kann,« in *Ökonomie als Problem. Interdisziplinäre Beiträge zu einer Kritik ökonomischen Wissens*, hg. von I. De Gennaro, S. Kazmierski, R. Lüfter und R. Simon (Freiburg i.Br.: Karl Alber, 2021), S. 115–138.

wird mir zudem die Autoethnographie wichtig.⁴² Denn gerade sie vermag bislang eher unerforschte Spielräume neuer Wahrnehmung zwischen Individuum und Gesellschaft auszuloten. In der japanischen Philosophie und Psychologie begegnen einem immer wieder die Begriffspaare »omote und ura« (»außen und innen«) – sowie »tatamae und honne« (»äußere Strukturen/Konventionen und innere Welten«).⁴³ Sie bezeichnen dabei keine Gegensätze, sondern sich wechselseitig bedingende Konstellationen. Sie stehen, genauer gesagt, in einer Art Resonanzverhältnis: Je gründlicher ich in mein eigentliches Inneres vordringe, desto fundamentaler lassen sich auch äußere institutionelle Gefüge verstehen. Über sich selbst zu erzählen, meint also nicht, sich bloßzustellen. Es meint die Kunst, das eigene (Selbst-)Bewusstsein so weit zu vertiefen, dass das »Ich« nicht mehr gegen andere abgeschlossen und verteidigt werden muss. Es kann vielmehr zu einem Erzählraum werden, in dem für mich und andere erkennbar wird, wie wir als Individuen stets und überall stillschweigend von gesellschaftlichen Konventionen geprägt sind und uns deswegen auch nur zusammen mit einem Wandel dieser Konventionen verändern können: Die Welt lässt sich nur durch uns Menschen hindurch umstürzen – und wir haben auch immer ein Stück Welt aus den Angeln zu heben, um selbst andere werden zu können.

Ich und Welt

Genau diesen »Zwischenraum« (japanisch: 間, *aida*) zwischen Individuum und Gesellschaft suche ich autoethnographisch zu erkunden. Autoethnographie meint, die eigene persönliche Erfahrung dergestalt zu reflektieren und zu beschreiben, dass mit ihr ansonsten eher verborgene kulturelle, soziale und politische Konventionen ans Licht treten und Möglichkeiten ihrer Neugestaltung sichtbar werden können.⁴⁴ Wichtig ist mir dabei, gerade auch meine fundamentalen Schwächen im Rahmen meiner schweren, lebensbedrohlichen und zugleich rätselhaften und unheilbaren Krankheit zu thematisieren.⁴⁵

Warum liege ich während dieser feierlichen Preisverleihung so gemütlich im Liegestuhl, anstatt wie jede anständige Preisträgerin meine Dankesrede im Stehen zu halten? Vereinfacht gesagt, ist in meinem Körper die Kommunikation zwischen Nerven und Muskeln grundlegend gestört. Erstens führt dies zu ständigen und

42 Vgl. Graupe, »Aus den Schatten der Normalität,« S. 3–6.

43 Vgl. Takeo Doi, *The Anatomy of Dependence* (Tokio: Kodansha International, 1971).

44 Vgl. Tony E. Adams, Stacy Holman Jones und Carolyn Ellis, *Autoethnography* (New York: Oxford University Press, 2015).

45 Gabriele Fischer, »Silja Graupe: Ich bin nur etwas wert, wenn...«, *brand eins*, November 2024. <https://www.brandeins.de/magazine/brand-eins-wirtschaftsmagazin/2024/mentale-gesundheit/silja-graupe-ich-bin-nur-etwas-wert-wenn>, zuletzt abgerufen am 27. Oktober 2025.

meist unbeherrschbaren Schmerzen. Zweitens werde ich schwächer und schwächer. Meine Reisen per Rad, zu Fuß und mit den Eseln liegen Jahre zurück. Heute komme ich an den besten Tagen noch schleichend ein paar Kilometer weit; zumeist aber ist selbst dies in unerreichbare Ferne gerückt. Zum Dritten ereilen mich mehrmals wöchentlich schwere Lähmungsanfälle, die mich innerhalb weniger Minuten zur kompletten Bewegungs- und Hilfslosigkeit verdammen; ein Zustand, der über Stunden anhalten kann. So kann ich jederzeit in Situationen geraten, in denen ich selbst das Minimum dessen verliere, was eine menschliche Existenz gewöhnlich ausmacht: das Sprechen, Bewegen, Schlucken, Atmen. Unberechenbarkeit und Unplanbarkeit sind für mich von daher bei weitem keine abstrakten, leeren Begriffe; sie bilden das Fundament meines Lebens.

Ein solches individuelles Leid vollzieht sich nun keineswegs in einem sozialen Vakuum. Vielmehr wird es in unserer Gesellschaft auf vielfältige Weise potenziert. Michel de Certeau schreibt: »Der Sterbende ist ein Lapsus [...]. Er ist obszön; er kann nichts anderes als obszön sein. Das heißt, er wird zensiert, der Sprache beraubt und mit dem Leichentuch des Schweigens zugedeckt: das Unsagbare.«⁴⁶ So geht es auch mit dem Schmerz und dem Leid, die ich erfahre. Meine genannte dreifache Verletzlichkeit lässt mich ein Leben führen, das es in unserer Gesellschaft nicht geben darf, verschwiegen und unterdrückt wird: Erstens kann ich Leiden nicht vermeiden und Wohlergehen nicht bedingungslos über den Schmerz stellen, wie es der Utilitarismus tief in uns einprogrammiert hat. Zweitens wird mein Leben niemals besser, sondern beständig schwächer. Schrittweise und unaufhaltsam verliere ich alles, was äußerlichem Erfolg, Unabhängigkeit, ja überhaupt aller Fortschrittsideologie entspricht. Drittens verstößt meine Existenz fundamental gegen jede Idee von Berechenbarkeit, Planbarkeit und Beherrschbarkeit, so dass es der Wissenschaft, allen voran der modernen Medizin, aber auch der Ökonomik, radikal unverständlich, ja verhasst sein muss.

Wenn ich mein eigentlich Unsagbares nun trotz des Leichentuchs des Schweigens, das die Gesellschaft über es zu decken versucht, eben nun doch sagbar zu machen suche, erlebe ich oft, wie ich damit anderen Menschen Stimme für ihr Unaussprechliches geben kann. Ich schaffe für sie und für mich neue Begegnungs- und Kommunikationsräume, in dem wir zusammen andere werden können: nicht nur im kritischen Umgang mit epistemischer Gewalt, sondern auch in der Neukonstruktion einer Menschlichkeit; die von Anerkennung des Leids, Empathie, Hilfsbereitschaft und überhaupt einer sozialen Interrelationalität geprägt ist, die sich durch Furchtlosigkeit und Freude schlicht am jetzigen Moment auszeichnet. Was sollte uns schon passieren, wenn wir im Einklang mit dem Leben tanzen, das einfach *da* ist, so wie es ist? Das »Chaos des Lebens«, so sieht es der Daoismus, ist frei von allem Leid, das durch Anhaftung an vermeintliche Sicherheit und Ordnung entsteht.

46 de Certeau, *Kunst des Handelns*, S. 336.

Es ist der Ort alles genuin Neuen – und der unerschöpflichen Freiheit, Relationalität zu feiern und aus ihr neuen Sinn zu stiften. Mich erfüllt mit tiefer Dankbarkeit und immer wieder großem Staunen, wie gerade Ihr Studierenden mutig seid, in dieses »Chaos« einzutauchen – und darin Neuanfänge für Euch selbst und unsere Gesellschaft sucht und konstituiert.

Bildung und Selbstgestaltung

Mir ist immens wichtig, dass diese Art des Eintauchens – wie auch jede andere Form der Bildung – niemals in Gefolgschaft ausartet. Weder möchte ich Euch Studierende mit Wissen füttern, noch solltet Ihr mich je kopieren wollen. Kehren wir nochmals zum Koch Ding zurück. Die Lehrgeschichte über ihn sagt nicht, dass der Fürst Weng Hui einfach das täte, was er vormachte. Vielmehr spricht der Herrscher: »Vortrefflich! Ich habe die Worte des Kochs Ding gehört und habe gelernt, wie ich *mein* Leben ausbilden bzw. pflegen kann.« Der Fürst versteht es den Koch als Beispiel zu nutzen, um sich selbst besser zu verstehen und sein Leben in die Hand zu nehmen. Indem ich mich immer tiefer in meine Selbst- und Weltverständnisse einübe, möchte ich Euch Studierenden einen *basho* schaffen, in dem Ihr Euch ebenso frei wie verantwortlich entfalten könnt. Ich möchte Euch helfen, die Grenzen Eurer Gefängnisse, in denen Ihr Euch eingekerkert fühlt, aufzuspielen und sie aufzusprengen, sofern Euch dies selbst Anliegen ist. Dafür habe ich in grundlegender Absicht insbesondere gemeinsam mit Lukas Bäuerle eine neue Idee der Bildung und ihrer Prozesse geschaffen: die *Spirale transformativen Lernens*⁴⁷ und ebenso den *Transformative Economic Capabilities (TEC) Approach*.⁴⁸ Ob und wie Ihr solche theoretischen Konzepte ebenso wie meine eigentliche Lehre für Euch nutzt, liegt nicht in meinem Ermessen. Bildung darf, so wissen wir spätestens seit Wilhelm von Humboldt, niemals ein festgesetztes Ziel außerhalb derer haben, die sich da bilden. Bilden tut sich immer und stets nur der Mensch selbst. Mir ist unbegreiflich, und es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, wie sehr Menschen und ganze Gesellschaften immer und immer wieder hinter diese Einsicht zurückfallen können!

47 Vgl. etwa in diesem Band: Silja Graupe und Lukas Bäuerle, »Die Spirale transformativen Lernens,« in *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen* (Bielefeld: transcript Verlag, 2026).

48 Lukas Bäuerle und Silja Graupe, »Enacting Economic Transformation: The Transformative Economic Capabilities (TEC) Approach«, *World Futures* 11, Nr. 24 (2024): S. 1–30.

Institutionen und Freiheit

Gewiss benötigen wir für eine Bildung zur Selbstbildung dringend neuer Institutionen; eine wahre Herkulesaufgabe, der ich mich nicht einfach nur intellektuell, sondern durchaus sehr praktisch in Gestaltung der Gründung und des Aufbaus der HfGG widme. Wie wohl bereits deutlich geworden ist, bin ich zutiefst skeptisch einem Wissen gegenüber, das die Welt zerteilt und zerschneidet. Ebenso misstraue ich nun auch Institutionen, die aus einem solchen Wissen heraus entstehen und dem Willen zur Beherrschbarkeit die Lebendigkeit von Mensch und Natur opfern. Die Festigkeit von Institutionen, so lässt sich allgemein formulieren, schränken Vitalität, Lebendigkeit und Kreativität geradezu notwendig ein, um Vorhersehbarkeit und Planbarkeit zu schaffen, wenn sie sie nicht gar gänzlich zerstören. Warum aber habe ich dann, so darf man zu Recht fragen, eine Hochschule gegründet, warum bin ich deren Präsidentin? Warum schlage ich mich, noch unverblümt gefragt, also ganz offensichtlich auf die Seite institutioneller Macht, wenn sie mir doch eigentlich suspekt ist? Warum ringe ich aufgrund meiner Erkrankung buchstäblich um die Luft zum Atmen und kämpfe zugleich mit enormem Kraftaufwand und Kampfeswillen um das Überleben und Gedeihen einer doch eigentlich starren sozialen Konstruktion?

Zunächst meine ich, dass wir lernen sollten, Strukturen zu bewohnen, obwohl deren Starre nicht für uns gemacht ist. Richtig ist, dass Institutionen, wann immer sie durch äußerliche Mächte gebaut werden, niemals denen dienen können, die in ihnen leben. Vielmehr drohen Letztere stets zu bloßen Versuchskaninchen oder Rädchen im Getriebe zu verkommen. So bin ich etwa davon überzeugt, dass jener Hochschulwandel, der sich im Rahmen der Bologna-Reformen vollzogen hat, eben gerade nicht Euch Studierenden und uns akademischen Kolleg:innen zugutegekommen ist. Anderes zu behaupten, wäre in etwa so, als würde man die Entstehung und den Betrieb einer Legebatterie mit dem Wohl der dort untergebrachten Hühner begründen wollen. Dennoch, so meine ich, sollten wir alles daransetzen, die Universität in Zeiten von Bologna nicht aufzugeben, sondern uns ihre Strukturen gleichsam von unten und innen heraus anzueignen.

Erneut mit de Certeau gesagt, habe ich gelernt, zwischen Strategie und Taktik zu unterscheiden.⁴⁹ Über eine Strategie zu verfügen, meinte, mit Macht und Willenskraft agieren zu können, um von außen her die Regeln und Normen allen Handelns innerhalb des Systems bestimmen und stets zum eigenen Vorteil und Gewinn zu strukturieren und auszubeuten. Selbst als Präsidentin der HfGG vermag ich dies nicht zu tun. Denn innerhalb der herrschenden Bildungsverhältnisse verfüge ich nicht über einen »Ort des Eigenen«, von dem aus ich frei und unabhängig

49 Ebd., S. 85.

nach meinem Willen agieren könnte. Doch meint dies nicht, in Ohnmacht und Passivität verfallen zu müssen. Denn es bleibt mir die Taktik. Damit meine ich untergründige Formen zersplitterter und bastelnder Kreativität, die wie unterirdisch und unsichtbar ein »Netz der Antidisziplin« bilden, um innerhalb des Gegebenen größtmögliche Freiräume zu bilden. So haben wir etwa bei der Gründung unserer Hochschule die »Arbeitsmarktkonformität«, Markenzeichen aller Bologna-Studiengänge, nicht grundsätzlich in Frage stellen können, obwohl ich hier sogar stets verfassungsrechtliche Bedenken gehegt habe. Stattdessen aber haben wir diese Rahmensezung nach außen hin scheinbar unangetastet gelassen, allerdings nur, um sie sogleich wie von innen her auszuhöhlen. So haben wir etwa mit reichlich Kreativität ebenso wie handwerklichem Können einen neuen zukünftigen Arbeitsmarkt imaginiert (um nicht zu sagen: erfunden), dem wir u. a. die Eigenschaften von Volatilität und neuen gesamtwirtschaftlichen Zielsetzungen (Nachhaltigkeit beispielsweise) zuschrieben. Daraufhin haben wir alles, was uns in der Bildung wichtig erschien, in zu erlernende sogenannte »Kompetenzen« in dieser neuen Arbeitswelt kreativ übersetzt und ihm so eine Daseinsberechtigung innerhalb des vorgegebenen Bildungstheaters verschafft.

Es gibt noch viele weitere Beispiele solcher Taktiken. So trage ich nach Außen die Bürde und Würde einer deutschen Hochschulpräsidentin mit großem Ernst, wohlwissend, dass ich am akademischen Gehabe deutscher Hochschulleitungen wahrscheinlich werde wenig ändern können. Zugleich aber knüpfe ich unterhalb dieser Oberfläche mehr und mehr Netzwerke, in denen ich andere Formen der Kollegialität und akademischen Gestaltung erprobe und pflege. Auch beharre ich mit Herzblut darauf, Lehrende zu bleiben, obwohl Wissenschaftsministerien im Zuge der Managerialisierung der Hochschulen immer unerbittlicher darauf bestehen, dass Hochschulleitungen ihre Zeit nicht mehr auf direkte Interaktionen mit Studierenden »verschwenden« sollten. Doch gerade mit Euch Studierenden möchte ich immer wieder unmittelbar austesten, wie wir die Mauern des Konventionellen ausreizen oder sogar aufdehnen können, ohne gleich notwendig die Grenzen des gesetzlich Erlaubten zu überschreiten. Auf solche Weisen lerne ich, mich zunehmend angstreif und umwälzend innerhalb von Strukturen zu bewegen, die ich nicht befürworte und die nicht die meinigen sind. Ja, ich empfinde bei aller Trauer und Empörung über das herrschende Bildungssystem sogar eine nahezu diebische Freude daran, innerhalb des Gegebenen so viele und so weite Spielräume wie möglich zu schaffen.

Natürlich gebe ich mich nicht damit zufrieden, dem System hier und dort untergründig ein taktisches Schnippchen zu schlagen. Vielmehr suche ich zu erreichen, dass Zusammenspiel von Struktur und Lebendigkeit grundsätzlich anders zu gestalten. Das nenne ich Strategie neuer Art, die nicht äußerer Macht, sondern innerer Verantwortung entspringt. Normalerweise scheint es so, als dass sich eben Struktur und Lebendigkeit unversöhnlich gegenüberstünden und sie sich wechselseitig

negierten und ausschlossen. Institutionen aber ersticken Freiheit nur so lange, wie sie von außen abstrakt errichtet und kontrolliert werden. Nur dann wirken sie wie Gebäude, deren Bauherren nach rigiden Bauplänen vorgehen und unverrückbare Wände errichten, ohne je dessen Bewohner:innen zu fragen, wie sie sie denn tatsächlich nutzen wollten. Ich aber baue Institutionen eher nach japanischem Vorbild: wie mit einem großen Dach, das alle unter ihm vor äußeren Unbilden des Lebens schützt und ihnen so Sicherheit gibt, während den Bewohner:innen im Inneren flexible Wände zur Verfügung stehen, die sie nach ihren Wünschen und Bedürfnissen einsetzen und verschieben können. Macht entspricht hier nicht der Gewalt, die Menschen zu ihren Zwecken ausbeutet, sondern nimmt fürsorgende Dimensionen an. »Macht kommt daher, dass man für jemanden etwas macht« (Mahatma Gandhi).

Weniger metaphorisch gesagt, hat meine institutionelle Schaffenskraft also damit zu tun, Gestaltungsräume schaffen zu wollen, die genug Halt und Sicherheit spenden, damit Menschen mutig und kreativ handeln können, ohne dass ihre Konventionen irgendjemanden erschlägen oder erdrückten. Konkret auf die HfGG gesprochen, meint dies, gerade für Euch Studierenden und Mitarbeitenden (sowie für möglichst vielen Menschen darüber hinaus) Bildungsräume zu konstruieren, die Euch so viel Verlässlichkeit und Sicherheit wie nötig und so viel Lebendigkeit und Entfaltungskraft wie möglich bieten können. Ich suche dabei das Habituelle und Althergebrachte keineswegs zu vernichten. Auch verachte ich Strukturen nicht. Stattdessen möchte ich sie kunstvoll dazu verwenden, verschiedenste Formen der Freiheit und der Kreativität an ihnen wie an Rankgerüsten emporklettern zu lassen, und umgekehrt dafür sorgen, dass sie nicht zu verkrustetem und verhärtetem Gestein verkommen, das alles überdeckt und erstickt.

Schutz und Gestaltung

Offen gesagt, ist all dies zuallermeist ein paradoxes, in jedem Falle anstrengendes Geschäft. Es benötigt ein beständiges Spiel aus Festhalten und Loslassen; eine immer wieder neu auszutarierende Balance zwischen schützender Konformität und entfesselnder Kreativität. Mit besonderer Dankbarkeit und Zuversicht erfüllt mich, wie wir im Präsidium der HfGG diesen fortwährenden Drahtseilakt bis in tiefe existenzielle Ebenen gemeinsam zu gestalten verstehen. Wenn ich aufgrund meiner Erkrankung zum wiederholten Male weder sprechen noch mich bewegen noch vielleicht gar richtig atmen kann, dann bietet Ihr, Frank (Kupfer) und Stephan (Panther) mir in all meiner Verletzlichkeit kompromisslos jenen Halt, den ich brauche, um weiterleben zu können. Dort, wo mein eigener Körper gleichsam als schützender Tempel meines Innersten versagt, seid Ihr zur Stelle und versteht in Worten, Gesten und Taten, einen behüteten Raum um mich herum zu errichten. Doch schränkt mich dieser Raum niemals ein. Denn oft selbst noch am gleichen Tage lasst Ihr es

zu, dass ich aus Eurem Raum auch wieder heraustrete und nun umgekehrt die Rolle als Architektin und Bauherrin für uns alle einnehme. Ihr gewährt mir die notwendigen Freiheiten, damit nun ich wieder für die Hochschulgemeinschaft da sein und an ihrem schützenden Dach sowie ihren Vorrichtungen für flexible Wände unablässig weiterbauen kann. Dank unserer wohl einzigartigen Gemeinschaft darf ich mich so als zugleich geschützt und beschützend, gestützt und stützend, sicher und frei erfahren. Was für ein unfassbares Glück!

Zukunft und Loslassen

Nun soll aber, wie es sich für eine Dankesrede eines »Zukunftspreises« gehört, zumindest abschließend nun noch vom Kommenden die Rede sein. Was wird die Zukunft sein? Was wird sie bringen? Zunächst ist wesentlich zu wissen, so finde ich, dass es sie nicht gibt. Denn dann wäre sie ja die Gegenwart. Weit davon entfernt, determiniert zu sein, liegt sie im ureigenen Reich unserer Imagination und Kreativität – eine Einsicht, aus der wir an der HfGG mittlerweile ein völlig eigenes und einzigartiges Bildungsprogramm geschaffen haben, das Menschen die Herrschaft und Gestaltungskraft über ihre Wahrnehmung von Welt und ihren Möglichkeiten wieder zurückgeben soll: die 4FutureLabs.⁵⁰ Dies bedeutet freilich nicht, faktische Tendenzen leugnen zu können. Atommüll werden wir mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht nur unseren Kindern und Enkeln, sondern auch unseren Urenkeln und Ur-Ur-Ur-Ur-Urenkeln etc. überlassen. Für Plastikmüll oder all die schweren seelischen Traumata, die durch Kriege und Ungleichheit von Generation zu Generation weitergegeben werden, gilt Ähnliches, wenn auch hoffentlich in etwas kürzeren zeitlichen Horizonten. Trotz all solcher Tendenzen sind wir Menschen aber frei, mitten darin neuen Sinn zu stiften und so unser eigenes Leben sowie alles Leben auf unserem Planeten sich in neue Richtungen entfalten zu lassen. Wir können kraft unserer Imagination, die das Noch-Nicht-Vorhandene in die Gegenwart einbrechen lässt, den Lauf der Welt immer wieder auf überraschende Weisen verändern.⁵¹

Insbesondere angesichts meiner schweren Erkrankung bin ich dankbar, dass ich meine eigene Rolle innerhalb der Zukunft als nicht besonders wesentlich erachte – und mich stattdessen weit eher auf die kreative Gegenwart, auf den schöpferischen

50 Vgl. Silja Graupe, Paul Kühn und Katrin Twiesselmann-Steigerwald, »Lust auf Zukunft! Methoden der 4FutureLabs im Rahmen der Future Skills Journey,« in *Future Skills lehren und lernen. Schlaglichter aus Hochschule, Schule und Weiterbildung*, hg. von Henning Koch, Claudia Schneider und Ute Wilke (Essen: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 2024), S. 67–74.

51 Vgl. Ötsch und Graupe, *Macht der Bilder*. Und Ötsch und Graupe, *Imagination und Bildlichkeit*.

Moment im Hier und Jetzt zu fokussieren verstehe. Meine eigene Zukunft betrachte ich wie eine große Waldlichtung. Sie wird hell und lebensspendend und zugleich dadurch gekennzeichnet sein, dass ein alter Baum abgestorben sein wird. Umgeben wird sie von mächtigen Bäumen, ja einem ganzen Urwald an Bäumen sein, die mit dem dann toten Gewächs zunächst gemeinsam heranwachsen und sich mit ihm wechselseitig Halt und günstige Wachstumsbedingungen gaben. Auf der Lichtung selbst werden vielfältige neue Pflanzen emporwachsen, die zuvor den Schutz des großen Baumes benötigt haben mögen, nun aber eigenständig dem Lichte entgegenzustreben und ein eigenes neues Biotop auszubilden vermögen.

Das Schönste an meinem Lebenswerk, und hier insbesondere der HfGG, ist also, dass es bereits jetzt vielen gehört und eine Zukunft vor sich hat, die mich nicht brauchen wird. Gewiss nehme ich im Hier und Heute gerne noch eine schützende, tragende und nährende Rolle ein. Entscheidend aber ist, was in Euch, in anderen Menschen wird wachsen und reifen können. Seien wir ehrlich: Es gibt es kaum etwas Einfältigeres, als das Zukünftige in individuellen Lebensspannen zu bemessen!

Schluss

Kehren wir nun zum vierten König zurück, der Anlass für meine Preisrede gab. Nein, er war kein Loser, kein Opfer, kein Versager. Der vierte König lebte mitten im Hier und Jetzt. Er hielt den Moment aus und verschenkte in ihm all seine Gaben, damit andere daraus Neues schaffen mochten. Auch kam er nicht zu spät. Er kam in der pechschwarzen Dunkelheit vor Anbruch eines neuen Tages; exakt in jenem Moment also, wo alles Negative der Vergangenheit ausgehalten und versammelt werden musste, um genau daraus lichte Neuanfänge zu schaffen. Ich bin dankbar, fortan in seiner Tradition stehen zu dürfen, und gespannt auf alles, das wir in seinem Sinne noch alles gemeinsam gestalten werden!

Literaturverzeichnis

- Adams, Tony E., Stacy Holman Jones, und Carolyn Ellis. *Autoethnography*. New York: Oxford University Press, 2015.
- Augé, Marc. *Nicht-Orte*. München: C.H. Beck, 2010.
- Bäuerle, Lukas, und Silja Graupe. »Enacting Economic Transformation: The Transformative Economic Capabilities (TEC) Approach.« *World Futures* 11, Nr. 24 (2024): S. 1–30.
- Brunner, Claudia. *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*. Bielefeld: transcript, 2020.

- Brodbeck, Karl-Heinz. *Der Zirkel des Wissens – Vom gesellschaftlichen Prozess der Täuschung*. Aachen: Shaker Verlag, 2001.
- Elberfeld, Rolf. *Phänomenologie des Lebens als Selbst-Transformation*. Hildesheim: Universität Hildesheim, 2006), S. 277.
- Ernaux, Annie. *Die Scham*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2023.
- Daston, Lorraine, und Peter Galison. *Objektivität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2007.
- de Certeau, Michel. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve, 1988.
- Doi, Takeo. *The Anatomy of Dependence*. Tokio: Kodansha International, 1971.
- Fischer, Gabriele. »Silja Graupe: Ich bin nur etwas wert, wenn.....« *brand eins*, November 2024. <https://www.brandeins.de/magazine/brand-eins-wirtschaftsmagazin/2024/mentale-gesundheit/silja-graupe-ich-bin-nur-etwas-wert-wenn>. Zuletzt abgerufen am 27. Oktober 2025.
- Graupe, Silja. *Der Ort ökonomischen Denkens. Die Methodologie der Wirtschaftswissenschaften im Licht japanischer Philosophie*. Heusenstamm: Ontos, 2005.
- Graupe, Silja. *The Basho of Economics. An Intercultural Analysis of the Process of Economics*. Heusenstamm: Ontos, 2007.
- Graupe, Silja, und Ikujiro Nonaka. »Ba. Introducing Dynamic Spatial Thinking into the Theory of the Firm and into Management.« *Philosophy of Management* 9, Nr. 2 (2010): S. 7–30.
- Graupe, Silja. »Orte der Technik. Ba 場 und Basho 場所 in der modernen japanischen Philosophie.« In *Philosophie des Ortes*, herausgegeben von Annika Schlitte, Thomas Hünefeldt, Daniel Romic und Joost van Loon, S. 115–138. Bielefeld: transcript, 2014.
- Graupe, Silja. »Standing on Mount Lu: How economics has come to dominate our view of culture and sustainability; and why it shouldn't.« In *How is Global Dialogue Possible? Foundational Research on Values, Conflicts, and Intercultural Thought*, herausgegeben von J. Seibt und J. Garsdal, S. 523–550. Berlin: De Gruyter, 2014.
- Graupe, Silja. »Zwischen Marktgläubigkeit und Marktkritik.« *DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung* 1 (2016): S. 26–30. <https://doi.org/10.3278/DIE1601Wo26>.
- Graupe, Silja. »Geld als Denkwang? Auswege aus dem Gefängnis der Ökonomie.« In *Geld! Welches Geld? Geld als Denkform*, herausgegeben von Karl-Heinz Brodbeck und Silja Graupe, S. 121–152. Marburg: Metropolis, 2016.
- Graupe, Silja. »Wie konnte es passieren?« – ökonomische Bildung als Boden einer geistigen Monokultur.« *Wirtschaftsdienst* 97, Nr. 12 (2017): S. 835–853.
- Graupe, Silja. »Bezugsdisziplin Wirtschaft.« *Politikum* 4 (2017). S. 67–68.
- Graupe, Silja. *Beeinflussung und Manipulation in der ökonomischen Bildung: Hintergründe und Beispiele (FGW-Studie Neues ökonomisches Denken, 5)*. Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e.V. (FGW), 2017.
- Graupe, Silja, und Tanja Steffestun. »The market deals out profits and losses. How standard economic textbooks promote uncritical thinking in metaphors.« *Journal of Social Science Education* 17, Nr. 3 (2018): S. 5–18.

- Graupe, Silja, Rainer Loske und Walter O. Ötsch. »Erkühne Dich, weise zu sein! Grundrisse einer Gemeinsinn-Ökonomie.« *Gesellschaft • Wirtschaft • Politik* (GWP) 68, Nr. 2 (2019): S. 243–250.
- Graupe, Silja. »Das Schweigen im Supermarkt: Über das Geld als Denkwang.« *Evol-ve* 23, (2019): S. 54–55.
- Graupe, Silja. »Eine Wissenschaft um ihrer selbst willen: Der motivationale Frame der Ökonomik.« In *Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft. Zur Geschichte und Aktualität imaginativer Fähigkeiten in der Ökonomie*, herausgegeben von Walter O. Ötsch und Silja Graupe, S. 117–169. Wiesbaden: Springer VS, 2020.
- Graupe, Silja. »Der Gemeinsinn als dynamisches Fundament von Wirtschaft und Gesellschaft: Für ein neues Erkenntnisparadigma der Ökonomie.« In *Jenseits der Konventionen. Alternatives Denken zu Wirtschaft, Gesellschaft und Politik. Eine Festschrift für Walter O. Ötsch*, herausgegeben von S. Pühringer, S. Graupe, K. Hirte, J. Kapeller und S. Panther, S. 387–418. Marburg: Metropolis, 2020.
- Graupe, Silja. »Change is always as a last resort change in habits of thought: For a new biodiversity of cognition in the face of today's crisis.« *International Journal for Pluralism and Economic Education* 11, Nr. 3 (2021): S. 243–254.
- Graupe, Silja. »Spiel-Räume der Wirtschaft. Wie die interkulturelle Ökonomie die Macht ökonomischer Metaphern brechen kann.« In *Ökonomie als Problem. Interdisziplinäre Beiträge zu einer Kritik ökonomischen Wissens*, herausgegeben von I. De Gennaro, S. Kazmierski, R. Lüfter und R. Simon, S. 115–138. Freiburg i.Br.: Karl Alber, 2021.
- Graupe, Silja. »Aus den Schatten der Normalität. Transformationen »von unten.«« *agora* 42, Nr. 3 (2023): S. 3–6.
- Graupe, Silja. Paul Kühn und Kathrin Twisselmann-Steigerwald. »Lust auf Zukunft! Methoden der 4FutureLabs im Rahmen der Future Skills Journey.« In *Future Skills lehren und lernen. Schlaglichter aus Hochschule, Schule und Weiterbildung*, herausgegeben von H. Koch, C. Schneider und U. Wilke, S. 67–74. Essen: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 2024.
- Graupe, Silja, und Lukas Bäuerle. »Die Spirale transformativen Lernens.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Der erstarrte Blick. Eine erkenntnistheoretische Kritik ökonomischer Lehrbücher.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Der kühle Gleichmut der Ökonomie. Leidenschaftslosigkeit als Paradigma der Wirtschaftswissenschaft.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »»Die Welt mit anderen Augen sehen und meinen Weg finden.« Überlegungen zu einer Existenzorientierung sozioökonomischer Bildung.« In *Bildung*

- jenseits der Ökonomisierung. *Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Einer Bildungsvision gerecht werden. Ein Gespräch über die Gründung einer Hochschule.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Gefangene der Bilder in unseren Köpfen«. Die Macht abstrakten ökonomischen Denkens.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Die Entleerung der Bildung. Ökonomisierung als radikales Reframing.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Verändere! Dich! Jetzt!« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Graupe, Silja. »Wirtschaftswachstum und Bildungswiderstand. Von der Freiheit und Unfreiheit des ökonomischen Denkens.« In *Bildung jenseits der Ökonomisierung. Impulse für ein transformatives Lernen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2026.
- Heisig, James. *Dialogues at One Inch Above the Ground: Reclamations of Belief in an Inter-religious Age*. New York: Crossroad Publishing, 2003.
- Jullien, François. *Der Umweg über China: Ein Ortswechsel des Denkens*. Berlin: Merve, 2002.
- Kierkegaard, Sören. *Die Tagebücher*. Übersetzt von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner-Verlag, 1923.
- Nagel, Thomas. *Der Blick von Nirgendwo*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.
- Nishida, Kitarō. *Logik des Ortes: Der Anfang der modernen Philosophie in Japan*. Freiburg: Karl Alber, 2022.
- Nishitani, Keiji. *Was ist Religion*. Frankfurt a.M.: Inselverlag, 2001.
- Ötsch, Walter O., und Silja Graupe. *Macht der Bilder, Macht der Sprache*. Neu-Isenburg: Angelika Lenz Verlag, 2018.
- Ötsch, Walter O., und Silja Graupe. *Imagination und Bildlichkeit der Wirtschaft. Zur Geschichte und Aktualität imaginativer Fähigkeiten in der Ökonomie*. Wiesbaden: Springer VS, 2020.
- Snowden, Dave. »Cynefin: A Sense of Time and Space, the Social Ecology of Knowledge Management.« In *Knowledge Horizons: The Present and the Promise of Knowledge Management*, herausgegeben von C. Despres und D. Chauvel. Oxford: Butterworth-Heinemann, 2000.
- Suter, Lotta. »Toni Morrison (1931–2019): Den Rand zum Zentrum gemacht.« *WOZ – Die Wochenzeitung*, 15. August 2019. <https://www.woz.ch/!7P7FA1P3QJQ0>. Zuletzt abgerufen am 27. Oktober 2025.
- Wikipedia. »Der vierte König.« Abgerufen am 5. April 2025. https://de.wikipedia.org/wiki/Der_vierte_K%C3%B6nig.